

Der Kuhwiese ihr Dichter

Schiller und Regensburg. Erkundungen zu einem verwickelten Verhältnis anlässlich des 200. Todestags des Dichters

Von Florian Sendtner

Goethe war ein flüchtiger Gast in Regensburg. Auf der Durchreise berührte er die Stadt, nicht einmal seinen Namen gab er preis. Als Johann Philipp Möller aus Leipzig ging er durch, glücklich verzehrte er auf offener Straße ein paar Birnen, und am nächsten Tag war er schon wieder verschwunden. Es sollte ihm nichts helfen. Er wurde nicht nur in der Montagischen Buchhandlung erkannt („So muß dem Autor nichts Gutes von den Buchhändlern kommen“), sondern vor allem in den 220 Jahren, die seitdem vergangen sind, wurden ganze Abhandlungen über die eine Nacht des Nationaldichters an der Donau verfaßt (siehe Regensburger Almanach 1999), und vor allem avancierte seine unvorsichtige Bemerkung, „Regensburg liegt gar schön“, zum Touristikslogan Nummer eins. Keine Frage, daß an dem Haus, in dem der Weimarer Staatsminister auf der Flucht nach Italien nächtigte, alsbald eine repräsentative Gedenktafel angebracht wurde, daß ein Goethegymnasium und eine dito Straße hermußte. Es besteht kein Zweifel: Im Grunde war Goethe ein Regensburger; es waren allein widrige Umstände, daß er sein langes Leben, bis auf diesen einen Tag, woanders zubrachte. Nein, Regensburg liegt gar schön, und Goethe ist und bleibt unser. Was aber ist mit Schiller? Glaubt man all den Schillerchroniken und –biographien, dann hätte der Vizenationaldichter die stolze Domstadt zeitlebens nie betreten. Was ja nicht gut sein kann. Vielmehr ist angesichts der weitverzweigten, wenn auch oft ein wenig rätselhaften Beziehungen zwischen Schiller und Regensburg der Schluß zwingend: Er muß hier gewesen sein. Er hat sich eben nur ein bißchen schlauer angestellt, schließlich hatte er in Sachen Flucht und Verfolgung ein wenig mehr Erfahrung als Goethe: Der Stuttgarter Regimentsmedikus, der wg. unerlaubter Entfernung von der Truppe zwecks Theaterbesuchs schon mal 14 Tage Arrest aufgebremmt kriegt, hat in der Kunst der Camouflage von Jugend auf mehr Erfahrung als der höhere Sohn aus Frankfurt, der von Geburt an für höhere Weihen vorgesehen ist, und die Historiker sind eben nur bis heute nicht draufgekommen, daß der Josef Maria Meyer aus Böblingen, der sich am 27. März 1788 ins Gästebuch des Goldenen Kreuzes eintrug, kein Geringerer war als der Dichter der „Glocke“.

Ist letzteres zugegebenermaßen noch eine Spekulation, so sind doch die Bande zwischen der alten Reichsstadt und dem Schöpfer der „Räuber“ wenn auch, wie gesagt, verschlungen, aber sie unterliegen nicht dem geringsten Zweifel.

Es beginnt damit, daß eben die „Räuber“ um ein Haar in Regensburg uraufgeführt worden wären. Der Intendant des Fürstlichen Hoftheaters, Franz Joseph Freiherr von Berberich, hatte sich gegenüber Schillers Verleger Christian Friedrich Schwab, der ihm die Buchfassung des unerhörten Stücks geschickt hatte, interessiert gezeigt. „Aber irgendwie scheint er mit der Milderung der Schillerschen Kraftausdrücke nicht ganz zurechtgekommen zu sein. Oder vielleicht fand er letzten Endes das Stück für ein Hoftheater doch nicht ganz so passend – kurz und gut: Mannheim war schneller. So hatten die ‚Räuber‘ am 13. Januar 1782 am dortigen Nationaltheater ihre spektakuläre Uraufführung“, schreibt der Historiker des Regensburger Theaters, Helmut Pigge. Die Moritat vom edlen Räuberhauptmann Karl Moor und seinem niederträchtig sauberen Bruder Franz zeitigte in Mannheim in der Tat eine gehörige Wirkung:

„Das Theater glich einem Irrenhause, rollende Augen, geballte Fäuste, stampfende Füße, heisere Aufschreie im Zuschauerraum! Fremde Menschen fielen einander schluchzend in die Arme, Frauen wankten, einer Ohnmacht nahe, zur Thüre. Es war eine allgemeine Auflösung wie im Chaos, aus dessen Nebeln eine neue Schöpfung hervorbricht!“

Mannheim zehrt bis auf den heutigen Tag vom Ruch der Räuber. Und Regensburg? „Seien wir, die wir das Regensburger Theater schätzen und lieben, ein bißchen traurig, daß diese große Chance für Publicity vertan wurde“, seufzt Helmut Pigge. Konrad Maria Färber wird ein wenig deutlicher: „In Regensburg war man eben nicht so schnell, das ist noch heute so, und

Mannheim war schneller...“ Regensburg hätte es dann am 12. Februar 2005 immerhin mit einem Stück von Christoph Schlingensiefel an der Berliner Volksbühne versucht, die Aufregung an der Heimatfront dauerte auch etliche Wochen und füllte in der Lokalzeitung 27 Leserbriefseiten voll gerechter Empörung. Aber es half nichts: Es war ums Arschlecken zu spät. Um genau zu sein: um 223 Jahre war es zu spät. Der begehrte Kulturhauptstadtstiel ging nicht an die Stadt mit den heisersten Aufschreien, den geballtesten Fäusten und den am lautesten stampfenden Füßen auf den biedersten Anti-Schlingensiefel-Leserbriefseiten, die je eine Provinzzeitung gedruckt hat.

Wobei die besten dieser Leserbriefe wiederum an Schiller gemahnten, genauer gesagt an den Kapuzinerpater, den er in „Wallensteins Lager“ aufmarschieren und den verlotterten Soldaten eine Standpauke halten läßt:

„Ist das eine Armee von Christen?

Sind wir Türken? Sind wir Antibaptisten?

Ist jetzt Zeit zu Saufgelagen?

Zu Banketten und Feiertagen?

Was steht ihr und legt die Händ in Schoß?

Die Kriegsgfuri ist an der Donau los,

Das Bollwerk des Bayernlands ist gefallen,

Regensburg ist in des Feindes Krallen.“

Soweit kam es dann ja gottlob doch nicht. Und auch der gotteslästerliche Veit Loers ist endlich wieder abgezogen, eine Ruh ist wieder, und fest steht und treu das Bollwerk des Bayernlands.

Doch man muß gerechterweise zugeben, daß Regensburg bereits wenige Jahre nach der verpennten „Räuber“-Uraufführung redliche Anstrengungen unternommen hat, diese Scharte wieder auszuwetzen. Kein geringerer als Emanuel Schikaneder kündigt in einem Theaterkalender für das denkwürdige Jahr 1789 eine Freilichtaufführung der „Räuber“ an, mit allen Schikanen, von denen die normale Bühne nur einen schwachen Abklatsch via Mauerschau bieten kann. Es muß ein Thrill gewesen sein wie 200 Jahre später beim Reality TV:

„Dieses Trauerspiel von Schiller wird unter freiem Himmel aufgeführt, und alles, was sonst erzählt wird, wie zum Beispiel die Schlacht der Räuber mit dem Militär, die Verbrennung des Moorischen Schlosses und so weiter wird in der Handlung dargestellt.“

Das war sicher etwas anderes als dieses tintenklecksende, schlappe Kastratentheater, wo man sich immer alles vorstellen muß! Nein, in Regensburg war, wenn auch ein paar Jahre zu spät, besseres geboten: Total echte, voll krasse Action!

Dabei gibt es durchaus noch innigere Beziehungslinien, die von Regensburg schnurstracks in den Räuberwald führen – genauergesagt zu dem „alten verfallenen Schloß“ im Wald nahe des eigentlichen „Moorischen Schlosses“, woselbst der alte Moor nach seinem Scheinbegräbnis von seinem skrupellosen Sohn Franz bei Wasser und Brot eingekerkert ist. Der „Jammermann und Turmbewohner“ wird zuguterletzt von seinem Sohn Karl befreit (daß er kurz darauf dennoch seinen Geist aufgeben muß, steht wieder auf einem anderen Blatt), wodurch der Räuberhauptmann eine letzte große Gelegenheit erhält, seine jesumäßig edle Gesinnung unter Beweis zu stellen. Nun hat dieser Strang der Räuberpistole aber einen konkreten realhistorischen „Vorwurf“, wie Schiller sagen würde, und hier, im richtigen Leben, war der selbstlose Retter, der freilich zu spät kam, ein Regensburger:

„Da gab es nämlich einen Reichsgrafen Karl Anton von Sickingen, geboren 1702, der lebte später in Mainz [...] Dieser Sickingen hatte sich der Goldmacherei ergeben und verschwendete mit diesem Hobby riesige Summen. Seine Familie fürchtete, in den Ruin getrieben zu werden. Kurzentschlossen entführten die beiden Söhne Sickingens ihren alten Herrn und setzten ihn in einer Burg, die den Sickingens gehörte, in einem Gewölbe fest, in der Nähe von Lorch am Rhein. Carl Theodor von Dalberg hörte von der Affäre, reiste nach Wien, ließ sich am Kaiserlichen Hofe ein Mandat geben, den alten Sickingen zu retten und die Sache ins Reine zu bringen. Sein Rettungsversuch schlug leider fehl, der alte Reichsgraf war in seinem Verlies bereits verstorben.“ (Helmut Pigge)

Womit wir bei der Person sind, durch die Schiller definitiv und unsterblich mit der alten Reichsstadt verbunden ist: Carl Theodor von Dalberg, der aufgeklärte Fürstbischof und

nachmalige Erzkanzler und Kurfürst von Regensburg, der der Stadt, ohne daß sie es so recht bemerkte, mit sanfter Beharrlichkeit das Mittelalter austrieb. Im Unterschied zum edlen Räuber Moor, der nach vollbrachter Tat und einigen anschließenden Händeln (u.a. muß er aus lauter Edelmut noch seine Braut Amalia abstechen) leibhaftig in den Himmel aufgenommen zu werden scheint, wurde Dalberg sein beherztes, wenn auch gescheitertes Eingreifen zugunsten des eingekerkerten Vaters schlecht gedankt: „Graf Sickingen starb im Verlies, und Dalberg geriet, da einer der Söhne, Wilhelm Friedrich von Sickingen, kurmainzischer Staatsminister gewesen war, noch in erhebliche berufliche Schwierigkeiten.“ (Konrad Maria Färber)

Doch 1803 war dieser Carl Theodor von Dalberg frisch installierter Erzkanzler und Kurfürst von Regensburg, und als erstes ließ er in der nicht nur intellektuell verwahrlosten Stadt ein Theater bauen, das jüngst von Grund auf restaurierte Theater- und Gesellschaftshaus zwischen Arnulfs- und Bismarckplatz, das am 7. September 1804 eröffnet wurde. Und in dessen ersten drei Jahren in 34 Aufführungen beinahe alle Bühnenwerke Schillers gespielt wurden.

Von der ersten Begegnung Carl Theodor von Dalbergs mit Schiller 1789 bis über dessen Tod 1805 hinaus bestand also eine durchaus enge Beziehung, die durch das weibliche Dreigestirn Karoline von Dacheröden, Karoline von Beulwitz, späterer von Wolzogen und Charlotte von Lengfeld geknüpft und gehegt wurde. In der Korrespondenz zwischen Schiller, seiner Frau, seiner Schwägerin und der Freundin Karoline von Dacheröden taucht Dalberg zwar nie namentlich auf, aber es ist immer wieder von einem gewissen „Goldschatz“ die Rede, und diese Bezeichnung hat sich Dalberg nicht allein durch die Schwärmerei der drei Damen verdient, sondern es stecken durchaus harte Fakten dahinter: So beruhigt der hohe Herr mit seiner Autorität die Mutter von Schillers Braut, daß sie in die Ehe ihrer Tochter mit diesem dahergelaufenen bürgerlichen Dichterling ruhig einwilligen könne. Zur glücklich zustandegebrachten Verhelichung gibt's ein selbstgefertigtes Gemälde, das Hymen, den griechischen Gott der Hochzeit, darstellt, „welches allerdings mehr vom Enthusiasmus des Autors [soll heißen: des Malers] als von dessen künstlerischer Begabung Zeugnis gab“, wie der Regensburger Gymnasialprofessor Wilhelm Scherer 1909 feststellt. Schillers erster Sohn, 1793 geboren, wird nach Dalberg Karl getauft, und der Fürstbischof übernimmt die Patenschaft. Und nicht zuletzt ist es bares Geld, das Schiller praktisch sein Leben lang entbehrt und das Dalberg immer wieder schickt; sogar gegenüber Schillers Witwe läßt sich der „Goldschatz“ nicht lumpen und läßt weiterhin 600 Thaler im Jahr fließen. Die Geldzuwendungen sind wohl auch als Ersatz dafür zu sehen, daß Dalberg Schiller 1789 eine gutdotierte Anstellung als Haus- und Hofdichter an seinem kurfürstlichen Hof versprochen hatte, was er indes nicht einhalten konnte.

Schillers Gedicht an das neue Jahrhundert (1800) ist dem Gönner gewidmet, beim „Wilhelm Tell“ 1804 dagegen handelt er sich einen Korb ein. Ein richtiggehendes Gedicht auf Dalberg soll der Buchausgabe vorangestellt werden, doch der Geehrte winkt bescheiden ab:

„Schillers erhabene Muse huldige der Tugend und keinem Sterblichen. Dies ist der Wunsch des treuen Freundes Dalberg“ – der dem Dichter Befehl ist.

Die gegenseitige Verehrung ist aufrichtig, und sie geht darauf zurück, daß der hochmögliche Herr Bischof dem 15 Jahre jüngeren Schriftsteller geistig gewachsen ist. Schiller schwärmt 1790 von dem „herrlichen Ideenwechsel“, den er mit Dalberg habe – ein Verhältnis, das heute freilich unvorstellbar ist.

Noch am 17. Mai 1805 schreibt Dalberg hoffnungsvoll an Schiller: „Ihr edler und schöner Geist blüht wieder in voller Kraft auf“, aber leider, eine Woche zuvor hatte es den Vizenationaldichter dahingerafft. Doch immerhin, wie Gymnasialprofessor Wilhelm Scherer 1909 unumstößlich feststellt, an Dalberg kann sich Regensburg festhalten, durch ihn und mit ihm und in ihm ist Schiller letztlich doch ein Regensburger:

„Mit Recht freuen wir Regensburger uns, da durch Dalberg der große Dichter auch zu uns in Beziehung trat und uns so persönlich nahe gerückt ist, gleichwie sein Bild unsere Walhalla schmückt.“

Noch persönlicher und noch näher rückt Schiller Regensburg an seinem 100. Todestag 1905. Blutsbande, so stellt sich heraus, verbinden die Stadt mit dem Dichter! Die ehrenwerte Zuckerfabriksbesitzerswitwe Wilhelmine Fikentscher weist einen Stammbaum vor,

demzufolge ihre Großmutter eine Schwester von Schillers Vater war. Grund genug, die Frau in eine blumengeschmückte Kutsche zu setzen und einen Festzug zu formieren, der sich gewaschen hat. Das Ziel: Die Kuhwiese im Westen der Stadt, hinter dem Prebrunntor, allwo auf einem eigens aufgeworfenen Schillerhügel eine Schillerlinde gepflanzt wird, weshalb auch die Kuhwiese seitdem Schillerwiese heißt. Der Name braucht indes etliche Jahrzehnte, bis er sich durchsetzt; noch 1929 ist von offizieller Seite von der Kuhwiese die Rede. Dabei hätte die Wucht des Aufmarsches vom 2. April 1905 wahrlich zu mehr als zu einer Wiesenumbenennung reichen müssen. Der „Regensburger Anzeiger“ berichtete voller Anerkennung:

„Lange vor der Ankunft des Zuges hatte sich eine gewaltige Menschenmenge auf der Wiese, die durch Seile abgesperrt war, eingefunden. Immer neue Scharen strömten von der Stadt her in endlosen Reihen. [...] Gegen 2 Uhr traf ein Zug Knaben mit wehenden Fähnlein ein, bald darauf folgte eine größere Anzahl weißgekleideter Mädchen. Nach Verlauf einer weiteren halben Stunde kündigten Musikklänge das Herannahen des Festzuges an. Das war ein herrlicher Anblick. Weit über 3000 Herren hatten sich dem Zuge angeschlossen. Lustig flatterten die Fahnen im Wind und fröhlich marschierte Verein an Verein. In tadelloser Ordnung vollzog sich die Aufstellung der Massen. Ein farbenprächtiges, das Auge erfreuendes Bild bot die Gruppe der dicht hinter dem Schillerhügel postierten Fahnen und Standarten.“

Der Regensburger Arzt Dr. Raimund Gerster bestieg sodann in seiner Eigenschaft als Leiter des Festkomitees den Schillerhügel „und hielt mit weithin schallender Stimme folgende gedankentiefe Festrede“, von der wir hier nur die ersten Sätze dokumentieren:

„Hochansehnliche festliche Versammlung! Fahnen und Standarten wallen um mich her, ein Kreis illustrier hoher Gäste, unabsehbare Scharen deutscher Männer und Frauen und dichtgedrängte Reihen lebensfroher Kinder haben sich hier zusammengefunden. Ihnen allen bringe ich dankbaren Gruß; legen sie doch beredtes Zeugnis dafür ab, daß in deutschen Landen der Dichtung Stimme noch wird vernommen und daß sie kennen des Dichters Wort: ‚Ein Volk, das seine großen Männer ehrt, ehrt sich selbst.‘“

Vor allem aber legt der Festredner Zeugnis ab von des Genitivs poetischem, ja phrasendreschermäßigem und propagandistischem Nähr- und Mehrwert sowie von der deutschen Syntax elendiglicher Schändung auch.

Ein paar Tage zuvor war im „Regensburger Anzeiger“ ein handgezeichneter Aufmarsch- und Schlachtplan von der gewesenen Kuh- und künftigen Schillerwiese erschienen, der den Satz „In tadelloser Ordnung vollzog sich die Aufstellung der Massen“ sofort glaubhaft erscheinen läßt. Der Hintergrund dieses Drangs, die Massen zu ordnen, ist in der brenzigen Atmosphäre des Jahres 1905 zu suchen. Nicht nur in Rußland gibt es da eine (gescheiterte) Revolution, auch in Deutschland gärt es allenthalben, etwa in Weißenfels, einem Schuhmacherstädtchen an der Saale, wie der „Regensburger Anzeiger“ am 4. April 1905 berichtet. Dort ist „wegen der Ausschreitungen beim Schuhmacherstreik“ der „kleine Belagerungszustand“ verhängt worden, und die Polizeiverwaltung gibt bekannt: „Nachdem bei den Zusammenrottungen Ausständiger auf den Straßen und Plätzen mehrfach grobe Ausschreitungen und Gewalttätigkeiten vorgekommen, verbieten wir zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, Ruhe und Sicherheit alle Ansammlungen, die stärker sind, als fünf Personen. Zuwiderhandelnde werden strenge bestraft.“

Weitaus lockerer ging es da hundert Jahre später zu. Am 9. Mai 2005 pflanzte der Oberbürgermeister eine zweite Schillerlinde, und es brauchte weder Absperrungen noch strenge Ermahnungen, um die Massen im Zaum zu halten. Allerdings waren auch keine zweihundert Personen anwesend, überwiegend bunt wuselndes Schülervolk, das „Am Brunnen vor dem Tore“ sang und um die neugepflanzte Linde tanzte, sodaß nicht mehr „zahlreiche Offiziere“ nötig waren wie 1905, um den Festakt zu beaufsichtigen; das Militär begnügte sich mit einer Abordnung von zwei Mann.

Sogar die überregionale Presse nahm Notiz von Regensburgs zweiter Schillerlindenpflanzung. Das Frankfurter Fachmagazin „Titanic“ hatte wohl eigens einen Korrespondenten geschickt:

„Hans Schaidinger! Als Oberbürgermeister der Stadt Regensburg haben Sie jüngst verkündet, mit der ‚Anpflanzung einer Schillerlinde‘ am 200. Todestag Friedrich Schillers

‚möchten wir dem großen deutschen Dichter gedenken‘. Recht so. Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod, und somit haben Sie den Todestag des Genitivs auch gleich miterledigt. Synergieeffekt nennt man sowas, aber als Vorsitzender des bayerischen Städtetags müssen Sie ja auch Ihren Kollegen ein Vorbild an Effizienz sein, gell. In stillem Gedenken: Titanic“

„Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“ – schlägt man nach in dem gleichnamigen Bestseller von Bastian Sick (der wenige Tage vor der Schillerlindenrede des Oberbürgermeisters in Regensburg auf Lesereise war, vergeblich, wie sich zeigte), dann liest man in dem entsprechenden Kapitel die denkwürdigen Sätze: „Nicht nur die SPD hat es in Bayern schwer. Auch der Genitiv wird nicht ernst genommen. Freilich ist es das gute Recht eines jeden Volksstammes, sich außer seiner Regierung auch seine eigene Grammatik zu wählen. Bedenklich wird es erst, wenn ‚wegen dem‘ Dialekt die Hochsprache verflacht.“

Gegenüber diesen Hamburgischen Belehrungen ist Ludwig Merkles Bairische Grammatik von 1975 in Stellung zu bringen, die im Kapitel Genitiv unter § 4 knapp festhält:

„Präpositionen mit Genitiv und andere schriftdeutsche Genitivfügungen werden bairisch mit dem Dativ oder mit dem Akkusativ verbunden.“ Auch die Attacke aus Frankfurt ist in diesem Sinn zurückzuweisen. Schon Schiller hat sich gegenüber der Nachwelt unsterblich blamiert, weil er seiner Braut in seinen Briefen sprachlichen Nachhilfeunterricht erteilen wollte – und dabei selbst noch bis über die Ohren im Schwäbischen steckte. Und überhaupt, verglichen mit dem inflationären Genitivgeschwalle von 1905, ist es da nicht geradezu human, 2005 dem großen Dichter zu gedenken?

Doch zuletzt bedürfen wir doch noch des Genitivs. Nämlich um Konrad Maria Färbers Diktum zu entgegnen, das da lautet: „Ja, Friedrich Schiller und Regensburg, das ist doch letztlich eine Reihe von überwiegend nicht genutzten, verpaßten oder nicht gelungenen Möglichkeiten“ – Dennoch, oder gerade deswegen, im Prinzip war er ein Regensburger. Er ist und bleibt unser.